

Osnabrücker Jahrbuch Frieden und Wissenschaft 21 / 2014

THEMENSCHWERPUNKT:
HANDLUNGSFELDER DEUTSCHER AUßENPOLITIK

- OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 2013
- MUSICA PRO PACE 2013
- BEITRÄGE ZUR FRIEDENSFORSCHUNG

Herausgegeben vom Oberbürgermeister der
Stadt Osnabrück und dem Präsidenten der
Universität Osnabrück

V&R unipress

Wissenschaftlicher Rat der Osnabrücker Friedensgespräche 2013-2014

Prof. Dr. Martina Blasberg-Kuhnke, Kath. Theologie, Universität Osnabrück (Vorsitz)
Prof. Dr. Karin Busch, Biologie, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Roland Czada, Politikwissenschaft, Universität Osnabrück (Stellv. Vorsitz)
Hans-Jürgen Fip, Oberbürgermeister a.D. (Ehrenmitglied)
Prof. i.R. Dr. Wulf Gaertner, Volkswirtschaftslehre, Universität Osnabrück
apl. Prof. Dr. Stefan Hanheide, Musikwissenschaft, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Christoph König, Germanistik, Universität Osnabrück
Prof. i.R. Dr. Reinhold Mokrosch, Evangelische Theologie, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Arnulf von Scheliha, Evangelische Theologie, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Ulrich Schneckener, Politikwissenschaft, Universität Osnabrück
Prof. em. Dr. György Széll, Soziologie, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Bülent Ucar, Islamische Religionspädagogik, Universität Osnabrück
Prof. i.R. Dr. Albrecht Weber, Rechtswissenschaft, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Siegrid Westphal, Geschichtswissenschaft, Universität Osnabrück
Prof. i.R. Dr. Tilman Westphalen, Anglistik, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Rolf Wortmann, Politikwiss. und Public Management, Hochschule Osnabrück
Dr. Henning Buck (Geschäftsführung)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Henning Buck

Redaktionelle Mitarbeit: Joachim Herrmann, Dr. Michael Pittwald, Jutta Tiemeyer

Einband: Bruno Rothe / Tefvik Göktepe, unter Verwendung einer Fotografie des ›Weltsaals‹ im Dienstgebäude des Auswärtigen Amtes, Berlin.

Wir danken für freundliche Unterstützung der Osnabrücker Friedensgespräche 2013-2014

- der Stadtwerke Osnabrück AG
- der Sievert-Stiftung für Wissenschaft und Kultur
- der Oldenburgische Landesbank AG
- dem Förderkreis Osnabrücker Friedensgespräche e.V.

Redaktionsanschrift: Geschäftsstelle der Osnabrücker Friedensgespräche

Universität Osnabrück, Neuer Graben 19 / 21, D-49069 Osnabrück

Tel.: + 49 (0) 541 969 4668, Fax: + 49 (0) 541 969 14668

Email: ofg@uni-osnabrueck.de – Internet: www.friedensgespraeche.de

Die Deutsche Nationalbibliothek – Bibliografische Information: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.
1. Aufl. 2014

© 2014 Göttingen, V&R unipress GmbH mit Universitätsverlag Osnabrück.

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany: Hubert & Co., Göttingen.

Gedruckt auf säurefreiem, total chlorfrei gebleichtem Werkdruckpapier; alterungsbeständig.

ISBN: 978-3-8471-0357-8

ISSN: 0948-194-X

Inhalt

Vorwort der Herausgeber.	7
Editorial.	9
I. OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 2013	
<i>Journalisten in Gefahr – Zum Stand der Presse-, Medien- und Informationsfreiheit</i>	
Mit Christian Mihr, Maryna Rakhlei, Shi Ming	15
<i>Zwischen Schutzverantwortung und militärischer Zurückhaltung – Wie helfen wir den Opfern von Krieg und Bürgerkrieg?</i>	
Mit Guido Westerwelle und Christian Tomuschat	37
<i>Energiepolitik und Frieden</i>	
Mit Stephan Kohler und Ernst Ulrich von Weizsäcker.	57
<i>Verständigung mit Iran – aber wie?</i>	
Mit Navid Kermani und Ulrich Tilgner	81
Erik Fosnes Hansen, Oslo	
<i>Europa sieht Deutschland: Die Einsamkeit der Gemeinschaft.</i>	107
<i>Schuldenkrise und Demokratie in Europa</i>	
Mit Norbert Lammert und Claus Offe	123
II. MUSICA PRO PACE – KONZERT ZUM OSNABRÜCKER FRIEDENSTAG 2013	
Stefan Hanheide, Osnabrück	
<i>Tragische Helden – Zu Wagners »Rienzi« und Beethovens »Egmont«.</i>	
<i>Einführung in das musica pro pace-Konzert 2013</i>	149

III. BEITRÄGE ZUR FRIEDENSFORSCHUNG

THEMENSCHWERPUNKT: HANDLUNGSFELDER DEUTSCHER AUßENPOLITIK

Navid Kermani, Köln

*Es gibt diese Welt nicht mehr. Ein persönlicher Abschied von
einem Orient, der anarchisch, bunt gemischt und tolerant war* 157

Jörn Ipsen, Osnabrück

Auslandseinsätze der Bundeswehr 165

Bernhard Rinke, Osnabrück

*Parlamentsbeteiligung unter Druck:
Die Auslandseinsätze der Bundeswehr* 175

Kilian Spandler, Tübingen / Hanna Pfeifer, Magdeburg

*Komplexität aufbauen statt abbauen –
Wider eine Politik der neuen deutschen Verantwortung* 187

Christoph Rass / Sebastian Bondzio, Osnabrück

*»Massensterben« und Erster Weltkrieg –
Begriff, Ereignis, Erfahrung* 191

IV. ANHANG

Referentinnen und Referenten, Autorinnen und Autoren 205

Abbildungsnachweis 211

Erik Fosnes Hansen, Oslo

Europa sieht Deutschland: Die Einsamkeit der Gemeinschaft

Festvortrag zum Tag der Deutschen Einheit
im Kreiszentrum Schölerberg am 3. Oktober 2013

Ich muss um Entschuldigung dafür bitten, dass ich heute, am Tag der Deutschen Einheit, ein paar Geschichten aus meinem eigenen Land, aus Norwegen, erzählen werde. Ich bin nun einmal Geschichtenerzähler, kein Politiker oder Gesellschaftswissenschaftler, und die Geschichte ist mein Medium. Außerdem bin ich der Ansicht, dass sich in einer guten Geschichte immer etwas enthüllt, etwas zum Vorschein kommt, das *nur* durch eine Geschichte zu verstehen ist. Eine gute Geschichte darf tun, was andere, eher analytischere Gattungen kaum dürfen: sie kann und darf *antithetisch* sein. Sie muss nicht die Polaritäten der Wirklichkeit, die sie schildert, in logische Schlussfolgerungen auflösen. Alle Eindeutigkeit und jede eindeutige Konklusion ist der guten Geschichte wesensfremd. Die Geschichte stellt immer etwas dar, zum Beispiel eine Frage, antwortet jedoch nie darauf. Sie macht im besten Fall ihr Thema und ihre Frage – größer.

Dass ich Geschichten aus meinem Land erzähle, tue ich nur, um sie exotischer wirken zu lassen. Eine Geschichte profitiert, meiner Erfahrung nach, immer sehr davon, wenn sie in einer dem Leser fremden oder fernen Wirklichkeit spielt. Stünde ich vor einem norwegischen Publikum, würde ich vielleicht Geschichten aus dem exotischen Deutschland erzählen. Denn Abstand befreit. Aber ein intelligentes Publikum versteht sofort, dass eine Geschichte, die zufällig in einem entfernten, norwegischen Märchenland spielt, eigentlich auch dort nicht, sondern überall und nirgendwo spielt und überall hätte stattfinden können. Vielleicht auch in Deutschland.

Mit dem Titel meines Vortrags, *Die Einsamkeit der Gemeinschaft*, will ich keineswegs die Stellung Deutschlands in der von der Krise betroffenen Europäischen Gemeinschaft beschreiben. Auch will ich nicht darauf hin-

aus, dass Deutschland als wirtschaftliche Lokomotive Europas Griechenland und die griechische Ökonomie zu retten versucht hat und dass die Griechen sich bisher nicht als besonders dankbar erwiesen hätten. Darüber werde ich nicht sprechen, denn ich bin, wie gesagt, weder Ökonom noch Politiker. Nein, um zum Thema zu kommen, muss ich den Umweg über das generelle Motto dieser Festveranstaltung nehmen – *Europa sieht Deutschland*, lautet es. Da ich aber weder im Namen Europas sprechen kann, noch im Namen Norwegens, bleibt mir nur eine Blickrichtung übrig: Wie sehe *ich* Deutschland?

Als ich 1985 nach Deutschland gezogen war, konnte ich sofort mehrere Mythen entkräften – oder auch bestätigen: Ich konnte feststellen, dass es überall sehr sauber war und dass fortdauernd geputzt wurde. Als ich zum ersten Mal sah, wie eine Nachbarin den Bürgersteig vor ihrem Haus putzte, traute ich kaum meinen eigenen Augen. Nun, dies war in Stuttgart, und ein Freund aus Hamburg flüsterte mir beruhigend zu: Pssst, es ist nicht überall in Deutschland so. Ich erfuhr auch, dass man in Deutschland Humor hat. Es wurde mir schon nach einigen Wochen klar, dass die Deutschen Humor besaßen – auch wenn ich ihn nicht immer verstand. Daneben erfuhr ich aber auch, dass es einen besonderen deutschen Ernst gibt: Meine deutschen Freunde waren immer sehr ernst. Die Lehrer auch, auch wenn sie Humor ausübten.

Den gleichen Ernst fand ich in den Zeitungen, Büchern und Zeitschriften. Sofort, wenn man zum Beispiel den *Spiegel* aufschlug, leuchtete einem der Ernst entgegen. In langen, manchmal sehr langen Artikeln wurde der Zustand der Welt und besonders der Bundesrepublik detailliert zerlegt, und meistens sah es damit ganz schlecht aus, soweit ich das beurteilen konnte. Der *Spiegel* hatte aber auch eine wöchentliche Humorkolumne, ganz hinten in diesem dicken Blatt, auf Seite 498 oder so, die sich von Woche zu Woche dadurch auszeichnete, dass man nicht darüber lachen konnte. Es war also eine Art Masochismus.

Einmal feierte ich in Stuttgart mit anderen Norwegern und Skandinaviern den 17. Mai, Norwegens Nationalfeiertag, und ich kann versichern, dass wir unseren Nationalfeiertag *wirklich* feiern. Als wir dann, in sehr guter Laune, abends auf dem Weg nach Hause von zwei Polizisten angehalten wurden und keinen Personalausweis vorzeigen konnten, half es nichts, zu erklären, dass es bei uns in Norwegen keine Legitimationspflicht gibt oder dass wir unseren Verfassungstag feierten. Mit diesem Begriff schienen die beiden Herren wenig zu verbinden. Bis endlich ein Mädchen sagte: »Wir feiern Königin *Silvia von Schweden*«. Das war dann schon was anderes. »Alles klar, geht ruhig nach Haus, Kinder, aber vergesst das nächste Mal die Ausweise nicht, gell!«, wurden wir verabschiedet. Seitdem

kam mir öfter der Gedanke, dass die Polizisten damit eine Form von Humor bewiesen hatten, die ich bis heute nicht verstehe.

Wäre heute der 17. Mai und nicht der Tag der Deutschen Einheit, würde ich mein Publikum begrüßen mit den Worten:

GRATULERER MED DAGEN!

Das bedeutet so viel wie: Herzlichen Glückwunsch! Ich gratuliere! – Wörtlich übersetzt heißt es: Ich gratuliere zum Tag.

An diesem Tag, dem 17. Mai 1814, also vor 199 Jahren, wurde in Eidsvoll in Südnorwegen die norwegische Verfassung unterzeichnet und die Fahne der Revolution – in allerdings sehr friedlichen Formen – gehisst.

Es gab ja in der europäischen Geschichte nicht nur den Westfälischen Frieden, nein, aus einer langen, langen Liste von Friedensschlüssen lässt sich feststellen, dass in Europa quasi der »ewige Friede« geherrscht haben muss. Es gab den Frieden von Frankfurt 1871, den Frieden von Wien 1261, den Frieden von Brest-Litowsk 1918, den Frieden von Campo Formio 1797, den Westfälischen Frie-



Erik Fosnes Hansen beim Eintrag in das Goldene Buch des Landkreises mit Landrat Dr. Michael Lübbersmann

den 1648, den Frieden von Nimwegen 1679, den Frieden von Hubertusburg 1763, den Frieden von Tilsit 1807, den Prager Frieden 1635, den Prager Frieden 1866, den Pariser Frieden 1763, den Pariser Frieden 1814, den Pariser Frieden 1846, den Frieden von Rijswijk 1697, den Frieden von Aachen 1748, den Frieden von Lübeck 1629 und etliche weitere Friedensschlüsse dazu, die Liste ist lang, und unter anderen gab es also den *Frieden von Kiel 1812*.

Von all den Friedensschlüssen, die auf diesem kriegerischen Kontinent erklärt worden sind, berührt nur dieser letzte, der Friede von Kiel, Norwegen direkt. Das Land erklärte sich unabhängig – nicht von Dänemark, das

Norwegen beim *Kieler Frieden* an Schweden abgeben musste, weil Dänemark als einer der Verlierer der napoleonischen Kriege feststand. Nein, Norwegen erklärte sich unabhängig vom *europäischen Staatensystem*, das es zuließ, mit einem ganzen Land und einem ganzen Volk pauschal als Kriegsbeute zu schalten und walten. Wir erklärten uns unabhängig von Europa, und dass Norwegen inzwischen zweimal deutlich ›Nein‹ zu einem EU-Beitritt gesagt hat, mag einem Zentraleuropäer merkwürdig vorkommen, für uns Norweger aber ist das vollkommen logisch.

Diese Verfassung ist die älteste Europas, die zweitälteste geschriebene Verfassung der Welt, die noch gültig ist, nur die US-amerikanische ist älter. Natürlich konnten sich die Norweger damals, 1814, nicht wirklich dem europäischen System widersetzen. Wir bekamen eine Union mit Schweden. Aber unsere Verfassung durften wir dabei behalten. Vielleicht schien dieses Dokument den Großmächten keine so ernste oder wichtige Sache. Diese Verfassung behielt aber für die Norweger eine große Bedeutung. Norwegen war ja nicht immer das stinkreiche Erdölland, das es heute ist. Meistens gehörte es zu den ärmsten Ländern Westeuropas. Zu Zeiten der wirklichen Not konnte der Norweger sich aber darauf besinnen: Ja, wir haben zwar nicht dies oder jenes, aber wir haben unser Grundgesetz und dadurch unsere Freiheit.

Die Verachtung, mit der die meisten Norweger *Vidkun Quisling*, den ›Führer‹ der faschistischen Partei *Nasjonal Samling*, nach dem Krieg betrachteten, rührte nicht nur daher, dass er Kollaborateur der deutschen Besatzer gewesen war, sondern auch daher, dass er verfassungswidrig gehandelt hatte.

Dass dieses Verfassungsdokument so ›heilig‹ geworden ist, hat auch mit den Feiern am Tag seiner Unterzeichnung zu tun. Jedes Jahr am 17. Mai wird der Mythos wieder erzählt und bestätigt. An diesem Tag begegnet man in ganz Norwegen von morgens bis abends feierlich angezogenen Menschen, die »Hurra für den 17. Mai« rufen. Alle sind mit kleinen rot-weiß-blauen Schleifen dekoriert, tragen kleine norwegische Fahnen in der Hand, schütteln einander fortwährend die Hände und sagen *Gratulerer med dagen!* Der Tag ist wenig militaristisch – Norwegen hat wirklich keine ruhmvolle Vergangenheit als Eroberer. Der Tag ist vielmehr von den Kindern geprägt, die immer im Mittelpunkt des Feierns stehen. Mit Kinderaufzügen zu Musik, in jedem noch so kleinen Dorf. Selbst dort, wo es keine Kinder gibt, auf den Bohrinseln in der Nordsee, arrangieren die Ölarbeiter an diesem Tag einen Umzug; zu Musik, mit Fähnchen in den Händen und mit Schleifen an der Brust, marschieren sie – ich vermute, immer im Kreis herum – dem 17. Mai zur Ehre. Bis in die späten Abend-

stunden wird dabei auf das Wohl von Verfassung, König und Vaterland getrunken.

Diese nationalen Gebräuche, die einem Ausländer aus einem Land mit einer dunkleren Geschichte zutiefst suspekt vorkommen müssen, haben bei uns einen anderen, einen positiven Stellenwert, ebenso wie die nationalen Symbole bei uns traditionell als Symbole der Demokratie und Freiheit aufgefasst werden. Sie sind keineswegs reaktionäre Riten und Symbole: An diesem Tag trägt auch der junge Radikale seine Schleife und gratuliert



Erik Fosnes Hansen

selbst seinem konservativen Nachbarn. Unsere Riten und Symbole schließen niemanden aus. Gerade die Einwanderer feiern den 17. Mai besonders gern mit, was für die Sozialanthropologen ein wirklicher Leckerbissen ist. Daran glauben sie erkennen zu können, was ein guter, gemeinsamer Ritus für den Zusammenhalt einer Gesellschaft bedeuten kann.

Aber was feiern wir? Wir feiern uns selbst. Es ist quasi unser Geburtstag. Wir feiern unsere Gemeinschaft, die wir gerne als großzügig und gastfrei ansehen, und wir feiern unsere Geschichte. Vor allem aber feiern wir das, was aus dieser Gemeinschaft einst entsprungen ist und diese Gemeinschaft immer wieder zusammenbindet, also unser Grundgesetz, die Verfassung, die uns unsere Freiheit und Demokratie garantiert.

Ganz anders wird der Tag der Deutschen Einheit wohl gefeiert und wahrgenommen, wenn überhaupt, und aus einem ganz anderen Anlass. Die Sache ist hier viel komplizierter. Hier tritt schnell wieder der Ernst in Erscheinung. So oft begegnete ich in Deutschland dieser Nachdenklichkeit, dieser Besonnenheit und selbstprüfenden Haltung dem Land, der Ge-

schichte und den Behörden gegenüber. Immer wieder diese leise, zurückhaltende, zögernde, kritische Attitüde. Ein Deutscher sieht sich gerne in erster Linie als Westfale oder Schwabe, als Hamburger oder Berliner, dann vielleicht als Europäer, aber nicht zuerst als Deutscher. Viele Nichtdeutsche, die dasselbe beobachtet haben, nennen es gerne das Problem der Deutschen mit dem eigenen Selbstbild. Ja, viele Deutsche sehen das auch so. Ich sehe es aber anders: ich sehe es eben positiv, als das deutsche Selbstbild, und ich finde es gut so. Kein anderes Volk hat ein solches Selbstbild. Ich finde das bewundernswert. Ich sehe es als eine Nationaltugend der gegenwärtigen Deutschen.

Denn in keinem anderen Land wird einem deutlicher, dass jeder Mensch in der Gemeinschaft des Landes ›einsam‹ ist und im Grunde genommen außerhalb der großen Gemeinschaft steht. In keinem anderen Land hat man so bitterlich erfahren, was für Gefahren aus der großen Gemeinschaft des Staates und des Volkes entstehen können, wenn der Einzelne keinen Widerstand leistet. In keinem anderen Land ist das Bewusstsein dazu so präsent, dass der Einzelne, das Individuum, ganz allein eine Verantwortung trägt, nicht nur für die Entwicklung der Gemeinschaft, sondern auch für ein stets kritisches Verhalten der Gemeinschaft gegenüber. Im Ausland pflegt man gern das Klischee von den Deutschen, dass sie immer so gehorsam seien. Das ist Quatsch! In keinem anderen europäischen Land habe ich je so viel Ungehorsam beobachtet wie gerade hier. Man stimmt nicht ohne Weiteres dem zu, was die Regierung bestimmt oder was die Behörden verbieten. Man organisiert Bürgerinitiativen und Unterschriftenaktionen, man veranstaltet Demos und Diskussionen, und man schreibt lange, lange, lange Artikel, im *Spiegel* oder anderswo.

Liebe deutsche Freunde, ich gratuliere euch herzlich zu diesem Tag, denn die deutsche Demokratie, die tolerante und offene Gesellschaft, die nach 1945 allmählich entstanden ist, ist eine wirkliche Errungenschaft. Sie kam nicht von selbst, nicht ohne Konflikte, und sie wuchs auf moralischem wie auch materiellem – Aschenboden.

Vor allem habt ihr guten Grund, genau dasselbe zu feiern wie wir am 17. Mai, nämlich eure und unsere vielleicht teuerste Errungenschaft: die Freiheit der Meinungsäußerung eines jeden Einzelnen in dieser Gemeinschaft, die die Gesellschaft ausmacht. Das Recht des Einzelnen, aus seiner tiefsten Einsamkeit ›Nein‹ zu sagen, etwas anderes zu denken als die anderen. »Der stärkste Mann der Welt ist der, der allein steht«, schrieb *Henrik Ibsen* in *Ein Volksfeind* und hält dies dort »der geschlossenen Mehrheit« entgegen, deren Meinungen nicht schon deshalb die richtigen sind, weil sie der Mehrheit gehören.

Bleiben wir einmal bei der Meinungs- und Redefreiheit, diesem wichtigen und unentbehrlichen und untrennbaren Teil einer funktionierenden Demokratie. Dieses Recht gehört ja untrennbar zur Demokratie und zur toleranten und liberalen Gesellschaft. Das war für die Grundgesetzgeber in Norwegen 1814 schon klar, als sie den wichtigen Paragraphen 100 ins Grundgesetz schrieben, so wie es auch bei der Gründung der Bundesrepublik mit dem Inkrafttreten des Grundgesetzes im Mai 1949 klar war. Das wichtigste Prinzip dieser Freiheit ist ja, dass sie die Rechte der Minderheit der Mehrheit gegenüber garantiert.

Dennoch – die Meinungsfreiheit war keine statische Angelegenheit, kein fest zementierter Zustand. Sie hat sich seit 1814 oder 1949 weiterentwickelt. Vor allem in den letzten Jahrzehnten hat sie sich weiterentwickelt. Besonders durch das Internet wird sie vor neue Herausforderungen gestellt und wurde in Dilemmata geführt, die sich vor 200, vor 64 oder noch vor 20 Jahren niemand hätte vorstellen können.

Als meine Generation noch im Kindheits- und Jugendalter war, gestaltete sich die Meinungsfreiheit in Norwegen praktisch etwa so:

Frau *Olsen* war 1977 über etwas empört, sagen wir mal: über die zwei Schokoladewerbungen vor einer Kinderfilmvorführung im Kino. Im Fernsehen gab es so etwas damals noch nicht. Frau Olsen meinte, dass dieses Übermaß an Werbung – zwei Filmchen – mit Sicherheit dazu führen würde, dass die Kinder mehr Schokolade essen würden, mit unweigerlich darauf folgender Karies. Und Frau Olsen, *Solveig* mit Vornamen, empört sich, 1977. Sie spricht darüber mit ihrem Mann, Herrn *Per Olsen*, der, wenn er ein wenig nachdenkt, derselben Meinung ist. Sie spricht mit ihren Freundinnen, die sich die gleichen Gedanken machen. Sie alle sind der festen Meinung: Es ist ja doch unsere Sache als Erzieher, zu beschließen, wann und ob die Kinder Schokolade essen dürfen! Und so ermutigt sie eines Abends ihre Freundin *Kari*: Du, *Solveig*, schreib doch mal einen Leserbrief dazu und schick ihn der Zeitung. Wir reden so viel darüber, vielleicht sollte jemand endlich was schreiben. Und *Solveig Olsen* geht nach Hause und denkt darüber nach. Sie denkt an die armen, wehrlosen Kinderzähne, am ganzen folgenden Tag bei der Arbeit in der Fischfabrik denkt sie daran. Sie denkt daran, als sie abends Mann und Kindern Fisch, Milch und überbackenes Gemüse auf den Tisch stellt. Du bist heute so abwesend, *Solveig*, was ist los?, fragt Herr Olsen besorgt. *Solveig* schüttelt geistesabwesend den Kopf. Den restlichen Abend, während Mann und Kinder einen abendlichen Skilauf unternehmen, sitzt sie am Schreibtisch und schreibt. Sie schreibt die halbe Nacht, verpasst fast ihre Arbeit am nächsten Tag, geht abends zur Freundin, diskutiert ihren Artikel, streicht etwas, fügt anderes hinzu, über die Zuckerindustrie und das Großkapital,

denn sie weiß, wie Kari ihr gesagt hat: Nicht jeder Leserbrief wird von der Redaktion aufgenommen, Solveig, du musst es wirklich durcharbeiten. Endlich, am dritten Tag, ist der Brief als Entwurf fertig, sie macht eine schöne Abschrift in ihrer lesbarsten und schönsten Handschrift, damit die hohen Herren in der Redaktion den Brief nur nicht wegwerfen, weil sie ihn nicht lesen können. Sie geht dabei ab und zu zum Bücherregal und holt *Stor Norsk Ordbok*, das *Große Norwegische Wörterbuch* heraus, damit ihre Äußerung, ihre erste Äußerung an die Öffentlichkeit, so fehlerfrei wie möglich die entscheidenden Gewalten in der Redaktion erreiche. Dann geht sie zur Post, mit einem schön beschrifteten Briefumschlag, worin sich ihr Brief befindet, der Brief fängt so an: »Herr Redakteur! Vor wenigen Tagen war ich im Kino...«

Nach einigen Tagen des Wartens klingelt eines frühen Morgens bei Olsens das Telefon. Solveig steht auf, schaut auf die Uhr, es ist noch sehr früh, wer ruft zu solcher Stunde an? Kari natürlich. Dein Brief steht heute in der Zeitung, Solveig!, tönt es begeistert aus dem Telefon, und Solveig, noch in Nachtkleid und Pantoffeln, rennt heraus in die noch dunkle, sternklare, nordisch-winterliche Morgenstunde, zum Postkasten, wo die Zeitung herausragt, blättert, mit Händen, die nicht nur vor Kälte zittern, bis Seite 4, und siehe da: Wunder über Wunder... »Herr Redakteur! Vor wenigen Tagen war ich im Kino...«. Und unter dem Brief: ihr Name. *Ihr Name*. Solveig Olsen.

Sie stürmt hinein, will alle im Haus wecken, doch sie besinnt sich, legt die Zeitung auf den Platz ihres Mannes auf dem Frühstückstisch, zufällig auf Seite 4 geöffnet, und der Rest dieses Tages ist wie ein Triumphzug. Per ist erstaunt und stolz, die Kinder auch. Beim Mittagessen im Fischempfang reden die Damen kaum von etwas anderem. Alle haben die Zeitung und ihren kleinen Artikel gelesen, ja, er wird sogar in der Mittagspause vorgelesen: »Herr Redakteur! Vor wenigen Tagen war ich im Kino...« –

Schade nur, sagt Solveig der Freundin Kari, dass sie den zweiten Abschnitt gestrichen haben; vielleicht war er nicht gut genug? Doch die Kari antwortet weltgewandt: Das tun sie fast immer. Sie haben ja in der Zeitung so wenig Platz. Auch Per Olsens Tag ist von diesem seltenen Ereignis deutlich geprägt; er ist stolz auf seine Frau, die sich so klug und gleichzeitig flammend geäußert hat. Auch in seiner Mittagspause ist der Artikel seiner Frau vorgelesen worden. Und als die Familie sich gegen Abend wieder zu Hause versammelt, verkündet er: Kinder, heute ist ein besonderer Tag; wir müssen gemeinsam eure Mutter feiern; auch wenn es nur Mittwoch ist, gehen wir jetzt essen, und danach – die Kinder jubeln schon – danach gehen wir alle ins Kino!

Noch mehr Jubel erhebt sich, und somit ist ein kleines, aber wichtiges Kapitel in der Geschichte der norwegischen Meinungsfreiheit, anno 1977, beendet.

Denn so war es ja: sich schriftlich zu äußern, das war nicht jedermanns Sache. Es war teilweise eine Profession. Bevor 1985 mein Erstlingswerk erschien und mein Name bekannt wurde, bekam ich doch öfter als selten meine wunderbaren Artikel von den Zeitungen zurück, immer mit demselben Brief: Sehr geehrter Herr Fosnes Hansen. Wegen großen Stoffmengen müssen wir Ihnen leider ... – Dann aber erschien mein Erstlingswerk und siehe: Ich war über die Schwelle gekommen. Seitdem kam kein Manuskript mehr zurück. Ich gehörte fortan zu den wenigen Erkorenen, die immer Platz in der Zeitung verlangen konnten.

Anders war es wohl mit dem ›Telefonmann‹. Er war eine in Oslo bekannte Gestalt, als ich noch Kind war. An und für sich stellt er die Gegengeschichte zu Solveig Olsen dar. Seinen sonderbaren Namen, Telefonmann, bekam er nicht deswegen, weil er viel telefonierte, sondern weil er eben nicht telefonieren *konnte*. Zu dieser Zeit, 1977, herrschte in Norwegen noch die landestypische Mischung aus Planwirtschaft und Marktwirtschaft, die die nordischen Länder damals stark prägte. Zwar hatten wir auf vielen Feldern Kapitalismus und Marktfreiheit, auf anderen Feldern jedoch herrschten Staatsmonopole, Preiskontrolle und Regulierungen, so wie auch auf dem Feld des Fernsprechens. Das war eindeutig eine staatliche Angelegenheit, wie es auch in Deutschland der Fall war. Nur, dieser öffentliche Dienst funktionierte in Norwegen damals ganz ›sowjetisch‹, das heißt er funktionierte nur teilweise oder gar nicht. Das Telefonnetz wurde in einem schneckenhaften Tempo erweitert. So entstand die ›Telefon Schlange‹, eine immer länger werdende Schlange von Norwegern, die auf ihr eigenes Telefon warteten, es aber nicht montiert bekamen. Man musste jahrelang warten.

Beklagten sich die Leute, so kam immer die gleiche Erklärung, nämlich dass es sehr schwierig sei, in Norwegen, mit den vielen Bergen, Tälern und Fjorden und mit dem überaus schlechten Wetter, ein modernes Telefonnetz zu bauen und zu unterhalten. Erwiderte man, dass es im Nachbarland Schweden keine Telefonschlange gab, bekam man erklärt, dass die schwedische Natur irgendwie ›weicher‹ sei als die stolze norwegische. Unsere Natur war irgendwie eine Natur einer höheren Art. Außerdem sei die demografische und ökonomische Entwicklung Schwedens seit dem Krieg ganz anders verlaufen als die norwegische, was sicher auch den Tatsachen entsprach. Erwiderte man dann, dass es in der Mitte von Oslo in Südnorwegen doch keine hohen Berge, tiefe Täler und unüberbrückbare Fjorde

gab, wurde dies mit einem stillen, staatlichen Lächeln beantwortet. Das sei doch kein Argument für erwachsene Menschen ...

Mit dieser Situation lebten die meisten ganz gut, wenn es auch reichlich unpraktisch war. Hatte man daheim kein Telefon, ging man zum Nachbarn, wenn es wichtig war, und bekam wohl auch eine Tasse Kaffee dazu.

Nur der Telefonmann konnte nicht damit leben. Er verstand es, aus dieser heiklen Situation eine ganz persönliche Angelegenheit zu machen. Ich sehe ihn noch vor mir, etwa 60 Jahre alt, dünnhaarig, mit dicker Brille, braunem Rock und seinem selbstgebastelten Stand, den er überall in der Stadt mit sich trug und dort aufstellte, wo Leute waren. Auf dem Stand standen seine Schlagwörter und unendlich lange, mit harter, rasender Kugelschreiberhandschrift verfasste Beschwerden und Anklagen an die Behörden. Er verteilte auch Durchschlagkopien von seinen Klageschriften, und ich bedauere nur, dass ich keine davon aufbewahrt habe, denn sie waren wirklich sehr sonderbar. Von seinem Ausgangspunkt: der allseits bekannten Tatsache, dass es schwierig war, ein Telefon zu bekommen, hatte er sich – ich versuche hier ein neues, deutsches Wort zu schöpfen – *aufgekränkt*. Aus dieser Kränkung, die ihm offenbar äußerst tief und ungerecht erschien, entsprang sein einsamer Kreuzzug gegen die Behörden, gegen die Telefongesellschaft, gegen die Regierung und gegen das Parlament. Denn für den Telefonmann war die Telefonschlange nur ein Anzeichen, ein Symptom für all das, was in der norwegischen Gesellschaft nicht funktionierte. Vor allem ließ er seine Wut und seinen Hass auf die Sozialdemokraten los, in denen er eine große Verschwörung gegen jede menschliche Freiheit, die Menschenrechte und die allgemeine Vernunft zu sehen schien.

Wo immer es in Oslo eine öffentliche Debatte gab, in irgendeinem Diskussionsforum, zum Beispiel zum Thema Kernwaffen, Wasserkraftausbau oder neue Bohrinseln, tauchte der Telefonmann gern auf. Saß mit eingesperrter Wut im Saal und zitterte, bis endlich das Publikum das Wort ergreifen durfte. Und egal, welches Thema auf der Tagesordnung stand – der Telefonmann vermochte, oder versuchte es jedenfalls, daraus eine Diskussion zur Telefonschlange zu machen. Insofern glich er den alten Römern: *Gutta cavat lapidem, non vi, sed saepe cadendo*: Der Tropfen gräbt den Stein aus, nicht durch seine Kraft, sondern durch sein häufiges Fallen, oder wie man im Deutschen sagt: Steter Tropfen höhlt den Stein.

So gelang es ihm, jede Debatte zu vergiften, jedenfalls zu stören. Monoman war er sicherlich, vielleicht ein Fall für die Psychiatrie, ein Nörgler sowieso, ein Querulant. Die Zeitungsredaktionen bekamen von ihm, wie bestimmt auch von anderen Nörglern, wöchentlich einen Haufen von Leserbriefen, die vermutlich alle so angingen: Herr Redakteur, seit neun

Jahren warte ich auf mein Telefon ... Und ganz sicher bekam er 99% seiner Leserbriefe von den Redaktionen zurück, was vermutlich zu seiner Grundstimmung, ein unterdrücktes Individuum in einer totalitären Gesellschaft zu sein, stark beigetragen hat.

Er war natürlich ›harmlos‹, das behaupteten wenigstens die Erwachsenen. Er ist nur ein Querulant, sagte mir meine Mutter einmal, als wir ihm begegneten, ganz harmlos. Und das stimmte sicherlich auch. Aber seine Haltung, sein Gesicht, seine Stimme und seine Körpersprache strahlten nur Aggression aus. Ich hatte Angst vor ihm. Wenn ihm bei Podiumsdiskussionen von einem Moderator das Wort entzogen wurde und die Zeitungsseiten sich ihm als verschlossen erwiesen, äußerte er sich jedenfalls auf der Straße, mit einem selbstgebastelten Stand. Er äußerte sich und äußerte sich, manchmal hatte er ein Megafon dabei, womit er die Passanten – vergeblich – in aufrührerische Stimmung zu versetzen versuchte. Dann erschien meist nach kurzer Zeit die Polizei und nahm ihm das Megafon weg. Er hatte aber zu Hause mehrere davon. So war das, 1977, mit dem Telefonmann und mit Solveig Olsen.

Die Meinungsfreiheit und wie wir diesen Begriff verstehen und wie wir mit ihm umgehen: das alles hat sich seitdem sehr geändert, vor allem in den letzten 20 Jahren. Heute, zu Zeiten des Internet, verstehen wir etwas anderes und mehr darunter. Denn inzwischen brauchen Solveig Olsen und der Telefonmann keine Zeitung mehr, kein öffentliches Forum und keine Straßenecke, um sich zu Wort zu melden. Um sich öffentlich zu äußern, muss man nicht mehr den Umweg über die Moderation einer Redaktion, eines Diskussionsleiters oder die Ordnungspolizei nehmen; im Internet muss man niemand mehr moderiert werden.

Wenn Solveig Olsen noch lebt, ist sie vielleicht eine ältliche Rentnerin, die ihren eigenen *blog* hat, wo sie ab und zu – nicht besonders oft – das eine oder andere hineinschreibt. Betrachtungen und Seufzer. Gern schreibt sie über die Enkelkinder und Kinder generell, und sie bedauert den Zustand der Gesellschaft, in der sie aufwachsen. Sie ist verwitwet und hat viel Zeit. Vor 30 Jahren, schreibt sie, waren die Kinder nur einmal in der Woche im Kino, das war noch alles ganz harmlos. Aber heute? Was sehen sie nicht alles heute? Und was wirkt nicht alles auf sie ein? Solches schreibt sie, aber nicht oft. Vielleicht lesen 50 Menschen mit.

Der Telefonmann, wenn er noch lebt, ist uralt, aber immer noch sehr aktiv. Telefon hat er natürlich längst, darum geht es bei ihm nicht mehr. Er hat inzwischen so viele andere Kränkungen erfahren, denn er gehört zu den leicht kränkbaren Menschen, zu den Nörglern und Querulanten, die alles als eine Beleidigung empfinden. Heute meldet er sich zum Beispiel in den Kommentarkolumnen auf den Internetseiten der norwegischen Tages-

zeitungen zu Wort. Diese Kolumnen werden nur wenig oder kaum moderiert. Wenn ich sie lese, erkenne ich ihn sofort wieder. Ich glaube jedenfalls, dass er es ist, denn er scheint so viele Pseudonyme bekommen zu haben: der ›Verteidiger Norwegens‹, ›der norwegische Beobachter‹, ›der Wahrheitsbote‹. Aber den Tonfall erkenne ich sofort: da ist wieder der Nörgler, der Querulant, der gekränkte Mensch, der, mit enormem Energieaufwand und ohne jemals nachzugeben, sich äußert und äußert. *Gutta cavat lapidem, non vi, sed saepe cadendo*. Aus jedem beliebigen Thema vermag er eine Diskussion über Einwanderung und Multikultur zu entfesseln und wie die norwegische Gesellschaft dadurch bedroht sei. Diese Bedrohung, schreibt er, wütend und wiederholend, sei durch die Sozialdemokraten und die anderen moderaten Politiker entstanden. Sie zerstörten unsere Gesellschaft durch eine riesige Verschwörung, bei der die Eliten sich zusammengerottet hätten, um unser Land, unseren Erdteil den Fremden, unseren Erbfeinden, den Moslems, die sich unserer Wohlfahrt und unseres Wohlstands bemächtigen wollten, preiszugeben. Eine allumfassende Verschwörung! Wir leben in einem totalitären Land! Wir sind unterdrückt, aber zu verblendet, um es zu bemerken! Doch nun haben wir das Internet. Jetzt endlich erheben wir, die wie uns bis vor kurzem in den Zeitungen nicht äußern durften, endlich unsere Stimme!

Vielleicht haben Sie auch schon in Deutschland, auf deutschsprachigen Seiten des Internets, den einen oder anderen Eintrag vom Telefonmann gelesen? Er schreibt nämlich auch auf Deutsch. Er schreibt auf Englisch und Französisch, auf Italienisch und Griechisch und in einer ganzen Reihe anderer Sprachen, und er ist überall sehr aktiv.

Vor zwei Jahren erlebte Norwegen, wie Sie wissen, seine größte Tragödie. Die Terrortaten vom 22. Juli 2011 zeigten uns etwas, was wir eigentlich schon hätten wissen können, nämlich dass das, was im fernen Ausland passieren kann, auch im kleinen, friedlichen, demokratischen, reichen und sicheren Norwegen passieren kann. Vom 7. Mai 1945 bis zum 22. Juli 2011 erlebte Norwegen keinen Terrorismus, kaum politische Gewalt. Auch Amokläufe in den Schulen blieben uns erspart. In diesem Unschuldszustand lebten wir also, in der Vorstellung, geborgen und sicher zu sein. Daran glaubten wir, bis die Gräueltaten des einheimischen Terroristen uns zeigten, wie verwundbar unsere offene Gesellschaft ist. Über unsere Reaktionen darauf – ja, die ›Rosenmanifestationen‹ – wurde in allen Nachrichtensendungen berichtet. König, Kronprinz und Ministerpräsident mahnten zu Solidarität und Zusammenhalt, was sich in einem riesengroßen Land mit einer sehr kleinen Bevölkerung schon immer als die beste Methode erwiesen hat, Krisen und Katastrophen zu begegnen. Mehr Offenheit und mehr Demokratie, so lautete die Parole von Ministerpräsident *Stoltenberg*.

Wie die meisten Norweger war auch ich tief betroffen. Es tat bis in die Knochen weh. Und ich war ebenfalls sehr stolz darauf, wie die Gesellschaft und meine Landsleute sich verhielten, mit Würde und Zusammenhalt. Es war bewegend zu sehen, dass es immer noch diese Gesellschaftstugenden gibt.

Der Terrorist, dessen Namen ich nicht nennen möchte, war fest davon überzeugt, dass sein Angriff auf das Regierungsgebäude und sein Massenmord an Jugendlichen in der norwegischen Gesellschaft eine Revolution auslösen würden. Bei ersten Verhören und Gesprächen mit Psychiatern, als der Terrorist noch keinen Medienzugang hatte, sprach er manches aus, was darauf hindeutet, dass er die Reaktionen vollkommen falsch eingeschätzt hatte. Dem Vernehmungsrichter wollte er in seiner selbstgebastelten Uniform vorgeführt werden, er verlangte 18 Stunden ununterbrochene Redezeit im Fernsehen, er verlangte, Verteidigungsminister und Ministerpräsident zu werden, er verlangte den Rücktritt der Dynastie Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg vom norwegischen Thron, kurz, er verlangte und verlangte. Womöglich stellte er sich vor, nach seinen Taten herrsche in den Straßen von Oslo der Ausnahmezustand, weil seine Gesinnungsgenossen endlich den Kampf gegen die Ausländer, gegen die Regierung und die große Verschwörung, gegen die Behörden und gegen die Eliten und Medien aufgenommen hätten. Ein Ausnahmezustand herrschte wirklich, aber nicht, wie er ihn sich vorgestellt hatte.

Dieser Terrorist war in jeder Hinsicht ›selbstgebastelt‹, nicht nur seine Uniform und sein Titel ›Kommandeur der norwegischen Widerstandsbewegung‹ waren es. Auch seine Bomben waren selbstgebastelt. Sein ›Manifest‹, 1.500 wirre Seiten lang, war selbstgebastelt. Seine ganze Ideologie war selbstgebastelt, und doch ist das nicht ganz richtig – zwar selbstgebastelt, aber, wie *Timothy Garton Ash* schnell anmerkte: alle Bestandteile davon fand er im Internet! Der Terrorist hatte sozusagen im Internet seine Ausbildung absolviert. Obgleich er dies bestritt, gibt es keinerlei Anzeichen dafür, dass er außerhalb der Schule jemals ein Buch zu Ende gelesen hätte.

Im Internet aber fand er alles. Er suchte die dunkelsten Ecken auf. Dort fand er Bombenbauanleitungen und suchte sich geeignete Waffen aus; er fand dort große Teile seines ›Manifests‹, die er zusammenkopierte. Er fand im Internet seine Uniform, seine Ideologie und er fand Gleichgesinnte, in den allerdunkelsten Ecken. Bei *Gates of Vienna*, bei *document.no* und ähnlichen Seiten fand er Gesinnungsgenossen und ideologische Vorbilder. Er begegnete dem Telefonmann, nur nicht mehr unter diesem Namen. Inzwischen nennt er sich Fjordman, Wikinger, Wotan, Thor und wer weiß wie noch. Diese Typen, die 1977, ebenso wie der Telefonmann, marginalisierte und harmlose Einzelgänger und Dorftrottel gewesen wären und ihre

unendliche Menge von Leserbriefen und Einträgen von den Redaktionen restlos zurückbekommen hätten, haben sich inzwischen zusammengetan. Sie haben einander gefunden. Marginal sind sie immer noch, mit ihren Meinungen und ihrem Verhalten, aber gefunden haben sie sich. Sie sind nicht mehr allein. Sie haben eine Gemeinschaft. Eine Gemeinschaft, die groß genug ist, um sich in ihren Augen als groß und bedeutend vorzukommen. Als eine Feme, eine ›europäische Widerstandsbewegung‹.

Der Terrorist hat sie gefunden, und er nahm an, was er las, und setzte, was gepredigt wurde, in Taten um.

Daraus lässt sich schließen: Harmlos sind diese Menschen nur, solange sie es auch bleiben, auf ihrem Stückchen Erde, als Querulanten und Telefonmänner, denn die gab es ja immer. Gefährlicher werden sie, wenn sie Gemeinschaften bilden. Und am allergefährlichsten, wenn einer aus diesen Gemeinschaften emporsteigt und mit Gewalt die Wahnvorstellungen der Gruppe in Wirklichkeit umzusetzen versucht. Noch läuft ja hier in Deutschland der sogenannte NSU-Prozess, der meines Erachtens einem Teil desselben Problems Ausdruck gibt.

Auch hier gibt es also ähnliche Erfahrungen, die sogar ein gutes Stück in die Geschichte zurückreichen. Mit dieser deutschen Geschichte begegnen uns auch die Reue, die Trauer, die Verluste und ein neues Gesellschaftsethos, das mit großer Entschlossenheit und Kraft nach 1945 geschaffen wurde. Die heutigen Deutschen wissen, welche Gefahren in den allerdunkelsten Ecken lauern können, scheinbar marginal und harmlos, die sich aber bei passender Gelegenheit als Gesellschaftsgefahr entpuppen und, ja, im äußersten Fall die Welt und das Vaterland in Schutt und Asche legen können.

Die antisemitischen Manifeste und Blätter, die um 1910 in Wien von einem jungen, leicht vereinsamten und desperaten Mann, einem in eigenen Augen verkannten Künstler, dessen Namen ich wiederum nicht nennen möchte, für wenige Groschen im Kiosk gekauft und mit großer Begierde gelesen wurden, waren auch marginal oder wenig salonfähig. Schlecht geschrieben, monoman, von wirren, konspirativ denkenden Einzelgängern verfasst. Ihr Inhalt übte aber seine Wirkung aus und mehr: Der Inhalt ließ sich aufblasen, hervorheben und vereinfachen, über die neuen Medien Film und Radio tausendfach vergrößern, bis der Inhalt so suggestiv wurde, dass eine ganze Nation fest daran glaubte.

Bei jedem neuen Medium, das den Menschen zugänglich wird, ob Druckerpresse, Radio, Film oder Fernsehen, braucht es anscheinend eine Zeit, bevor wir dieses Medium verstehen, bevor wir mit ihm vernünftig umzugehen wissen; bevor das Medium aufhört, seine Faszination, seine hypnotischen Kräfte auf uns auszuüben; bevor wir es durchschauen.

Heute stellt das Internet, das innerhalb kürzester Zeit ein so unentbehrlicher Teil der Gesellschaft und allen ein unverzichtbares Werkzeug geworden ist, unsere Gesellschaft vor große Herausforderungen. Denn wer hat jetzt noch Einfluss auf den Informationsstrom? Niemand mehr! Die Behörden nicht, aber auch die Redakteure nicht. Niemand moderiert, niemand schafft Ausgleich, sodass Solveig Olsens Beitrag ebenso viel Gewicht bekäme wie die 1.200 Beiträge des Telefonmanns. *Gutta cavat lapidem*. Wer durchhält, wer nie zu schreien oder zu nörgeln aufhört, wird in einer solchen Situation schließlich eher gehört als Solveig Olsen. Dadurch gewinnt er auch Definitionsmacht über die öffentliche Diskussion. Wir sehen uns einer Meinungs- und vor allem einer Kommunikationsfreiheit gegenüber, die bisher unvorstellbar war. Das verschafft uns große Möglichkeiten, die Gesellschaft offener zu machen, die Gesellschaft in positiver Richtung zu beeinflussen.

Aber wir sollten auch nicht für die Gefahren blind sein. Durch die dunklen Bodenströmungen des Internets, wo die Frustrationen, Aggressionen, die Unsicherheit und auch populistische Agitation derjenigen fließen, die sich vernachlässigt und gekränkt vorkommen, können sich Politiker dazu veranlasst sehen, ihre Politik zu ändern. Sie könnten sich dadurch beeinflussen lassen, diese Strömungen ›ernst‹ zu nehmen und ihnen als vermeintlich zwingender politischer Kraft einer unbekanntes und gesichtslosen Volksmeinung nachzugeben.

Nein, Zensur möchte ich nicht. Das wäre für mich als Schriftsteller und Landsmann Henrik Ibsens unmöglich. Ich möchte aber darauf aufmerksam machen, dass die ganze demokratische Welt vor einem enormen Dilemma steht, das sich Ibsen nicht hätte vorstellen können. Zu den offenen, toleranten und demokratischen Gesellschaften, wie wir sie bis vor kurzem kannten und wie sie funktionierten, gehörte eine gewisse Moderation, ein Ausgleichen. Denn was heißt Friede? Mit Friede hat die erwähnte lange Liste von Friedensverträgen im Grunde genommen nur äußerlich etwas zu tun. Friede – innerhalb des einzelnen Landes wie auch zwischen Nationen und Kulturen – bedeutet eben Ausgleich. Ausgleich und Besinnung, Moderation. Diese ausgleichende Rolle, die einst von Redaktionen, von den akademischen Institutionen, öffentlichen Foren und zum Teil auch von den Behörden in unseren Gesellschaften gespielt und verwaltet wurde, gehört aber heute allen und niemandem.

Sie gehört plötzlich dem einzelnen Menschen. Dem einsamen Menschen in der Gemeinschaft. Jetzt ist der Einzelne dafür verantwortlich, für Ausgleich und Besonnenheit zu sorgen. Die Gegenkräfte zum Totalitarismus müssen aus dem Verantwortungsgefühl und Gesellschaftsethos des Einzelnen entstehen. Gerade auf diesem Feld haben die Deutschen teuer bezahlte

Erfahrungen gemacht. Hinsichtlich dieser Problematik besitzen sie wichtige Erkenntnisse für Europa und für die ganze Welt.

Die Verantwortung des Einzelmenschen scheint übermenschlich groß geworden zu sein. Wie soll der einzelne Mensch – aus seiner Einsamkeit in der Gemeinschaft kommend – mit solchen Herausforderungen umgehen und die an die ganze Gesellschaft gerichteten Fragen beantworten?

Wir Norweger, die wir nur begrenzte Erfahrungen mit Solveig Olsen und dem Telefonmann gemacht haben, waren dadurch verwirrt und verunsichert. Für die Deutschen aber war dies lange die entscheidende Frage, ja, die als Ausgangspunkt und Tugend für die Gemeinschaft und Gesellschaft steht, die heute mit dem Tag der Deutschen Einheit gefeiert wird. Von den deutschen Erfahrungen können andere Europäer heute, 68 Jahre nach 1945, Bewundernswertes und Wichtiges lernen.

Ich hoffe, die Deutschen bleiben in Zukunft so besonnen, zweifelnd, kritisch und ›einsam‹ wie bisher.



Musikalische Akzente setzte ein Streicherquartett der Kreismusikschule Osnabrück mit Silviu Agachi, Marie-Therese Nowak, Dirk Anacker, Walter Kruse